

Die Schatzgräber von Feldstetten

Von Felix Burkhardt

Taler und Gulden waren willkommene Gäste im Hause von Hans Jerg M. in Feldstetten, sie wurden auch zum Bleiben angehalten. Sein Weib legte ebenfalls einen Kreuzer zum anderen. So wurden sie im Laufe der Jahre vermögliche Leute, geachtet im Dorf und in der Verwandtschaft. Ein voller Beutel bietet jedoch keinen Schutz gegen Krankheit und Tod. Eines Tages kränkelte die Frau; zusehends verschlimmerte sich ihr Zustand. Der Mann glaubte, bald das Abscheiden seiner Gefährtin erleben zu müssen.

Da sie keine Kinder besaßen, fürchtete der Mann, das Erbe seines Eheweibes mit ihren Angehörigen teilen zu müssen. In aller Heimlichkeit ging er daran, den Geldkasten zu leeren und Taler und Gulden zu verbergen. Ehe aber sein Weib starb, traf ihn selbst ein Schlag und der Tod rief ihn von Haus und Habe.

Die Erben kamen, fanden aber nur leere Beutel und Kasten. Sie vermuteten, der Verstorbene habe sein Geld im Keller vergraben, holten vom Schultheiß die Erlaubnis zum Nachgraben ein und fanden auch bald in einem irdenen Krüglein 75 harte Taler. Unter dem Kleiderkasten lagen 60 Taler, 30 Taler waren unter einem eisernen Trog verborgen. Nur die Goldstücke, die einst der Stolz des Hausbesitzers gewesen waren, konnten nirgends gefunden werden.

Wer konnte helfen? Sollte man es nicht einmal mit der Leistenschneiderin von Urach versuchen? Von ihr wußte man, daß sie verborgene Dinge sehen konnte. Sie besaß ein Glas, das ihr alle Dinge zeigte.

Man bat sie um Hilfe. Mürrisch hörte sich die Leistenschneiderin den Wunsch der Erben an, weigerte sich jedoch, ihm zu entsprechen. Mit den Feldstettern wollte sie nichts zu tun haben. Schließlich ließ sie sich erweichen, nahm ihr Glas zur Hand und guckte hinein. Nach einer Weile erfuhr der Bote, das Gold sei in einem Stall an der Scheuer. Es handle sich um viel Gold, besonders ein Stück sei darunter, das über 60 Gulden wert sei. Doch befänden sich auch noch Taler unter all den Goldstücken. Ein viereckiges Trüblein bewahre den Schatz.

Einige Zettel beschrieb sie, wickelte sie zusammen und übergab sie dem Boten mit dem Auftrag, diese Zettel unter die Tür des Stalles zu legen. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden würde dann das Gold aus dem Boden herauskommen.

Der Feldstetter legte der Leistenschneiderin 30 Kreuzer auf den Tisch und eilte zurück in sein Dorf. Hier führten sie nun alles getreu nach den Anordnungen aus. Die Wirkung, sehnlichst erwartet, blieb aus.

Das Glas der Uracher Leistenschneiderin war weit im Land bekannt. Der Oberamtmann zu Urach, der von ihren Künsten erfahren hatte, lud sie am 20. April 1789 vor. Die Leistenschneiderin, sie hieß Marie Agnes Sch., gab an, das Glas sei ein natürliches Glas, in das sie frisches Wasser geschüttet habe. Das Glas zeige ihr unterirdische Geister, doch Diebe, Hexen und Unholde könne sie nicht sehen. Ohne Scheu gab sie Auskunft über die Umstände, die sie in den Besitz des Glases gebracht hatten. „Es habe einmal ein katholischer Pfarrer zu Burghagel bei Giengen an sie geschrieben, daß er einen Bruder habe, der in einem Glas alles sehen könne. Dieser nun habe auch in einem Glase gesehen, daß sie – wie er – zu diesem besonderen Geheimnis geboren sei und er dahero wünschte, daß sie ihm schriebe, an welchem Tag und zu welcher Stunde sie geboren sei. Sie habe ihm darauf durch seinen Bruder, der dergleichen Dinge sehen könne und als Biersieder in Burghagel gestorben sei, wissen lassen, daß sie anno 1746 am Pfingstsonntag mittags zwischen 11 und 12 Uhr geboren wurde, auch von letzten dermalen die Anweisung erhalten, daß sie von einem Wasser gegen der Morgensonne in ein Glas tue und darein sehen solle, wo sie sodann alles, was er sie frage, sehen werde. Sie habe es gleich dermalen probiert und wirklich erfahren, daß gedachter Biersieder, dessen Name sie nicht mehr wisse, ganz recht gehabt, indem sie gleich alles, was er sie gefragt, gleich gesehen, und von selbiger Zeit an, welches ungefähr 5 bis 6 Jahre her sein mögen, noch immer alles richtig befunden.“

Da sie immer unter Kopfschmerzen zu leiden habe und eine Brille brauche, benutzte sie in der letzten Zeit das Glas kaum. Das Gucken in das Glas greife den Kopf und die Augen ziemlich an.

Auf Befragen gab sie zu, daß ihr das Verbot des Wahrsagens bekannt sei. Doch wehrte sie sich gegen den Vorwurf, sie könne auch nicht mehr und weniger als andere Leute in der „Bouteille“ sehen, folglich sei ihre Sache Windbeutelei und Betrug. Schon nach der Bibel habe es, so verteidigte sie sich, Seherinnen gegeben. Man solle doch im 16. Kapitel der Weisheit nachlesen: „Herr, deine Worte heilen alles.“

Sie habe ihre Gabe von Gott empfangen, das tröste sie; darum könnten ihre Sachen auch nicht Windbeuteleien sein.

Wie die Leistenschneiderin ihre Glasguckerei verteidigte, so ließ sich Caspar M. von Feldstetten nicht von der Überzeugung abbringen, sein Haus berge einen Schatz. Um 1786 war er Besitzer des Hauses geworden, das Hans Jerg M. seinen Erben hinterlassen hatte. Im Dorf galt das Haus als ein Geisterhaus. Sein Besitzer glaubte es fest. „Sobald er dieses Haus bezogen, so bald sei er überzeugt worden, daß die schon gedachte Sage gegründet sei, denn gleich anfangs und seithero zeige sich je und je eine weiße Gestalt von einer Mannsperson, die in dem Hause herumlaufe und ihn öfters, besonders in den heiligen Zeiten, um Weihnachten und Ostern, bis in sein Schlafgemach begleite, einmal ein Licht in der Hand gehabt habe, öfters ein Geräusch – wie wann man Zinnteller aneinander stößt – erregte und sogar vor ohngefähr drei Jahren morgens einmal zwischen ein und zwei Uhr in Begleitung zweier anderer Gestalten, wovon die eine schwarz, die andere weiß gekleidet gewesen, zu ihm über das Bett gekommen und endlich, da er nichts geredet, mit Zurücklassung einer großen Helle auf seinem Bett verschwunden sein.

So gewiß diese Angaben sein, so fest glaube er nun, daß ein großer Schatz in seinem Hause liege, weil ihn alle, die er bisher um Rat gefragt, und die dergleichen Dinge verstehen, dessen versichert haben.“ (Aussage vor dem Oberamtmann.)

Da ihm nun an der Hebung des Schatzes viel lag, grub er, allerdings vergeblich, in seinem Keller. Etliche Male suchte er Rat bei der Uracher Leistenschneiderin. Bei ihr beklagte er sich, daß der Geist in seinem Hause ihn Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen lasse. Die Leistenschneiderin wanderte etliche Male nach Feldstetten, guckte in ihr Glas und sah den Geist in der Flasche. Er hatte eine braune Kutte an, die mit einem Gürtel gebunden war. Der Geist war gerade aus der Wand herausgeschlupft und sah sehr betrübt aus. Ihr erschien die Gestalt so, wie sie zu Lebzeiten gekleidet gewesen war; dem M. aber zeigte sie sich als Gespenst, in Lebensgröße, doch weiß gekleidet.

Beim Gucken ins Glas schwätzte die Leistenschneiderin leise vor sich hin, als ob sie mit dem Gespenst rede, doch die Umstehenden verstanden kein Wort ihrer Rede. Hatte sie etwa eine Viertelstunde in ihr Glas geschaut, so sagte sie, sie müsse nun den Geist ein bißchen gehen lassen. Dann schob sie eine Ruhepause ein. Als aber all ihr Gucken keinen Erfolg hatte, meinte sie, es sei notwendig, noch einige Zeit auf die

Erlösung des Geistes zu warten. Wenn aber M. einen katholischen Geistlichen ins Haus hole, so könne er schon zeitiger den Geist erlösen und den Schatz heben. Der schatzhungrige M. versuchte nun, in Ehingen bei den Franziskanern Rat zu holen, doch fand er weder hier noch in Wiesensteig Hilfe.

Herumziehende Leute, Freimänner genannt, Vagabunden und andere Leute fanden den Weg zu M. und trugen sich als Helfer an. Ein Hammerschmiedeselle von Urach betete im Keller aus dem Gertraudenbüchlein. Das Gertraudenbüchlein, das auf die Mystikerin Gertrud vom Kloster Helfta (1256 bis etwa 1311) zurückgeführt wurde, diente im 17. und 18. Jahrhundert als Hilfsmittel beim Schatzheben. Zwei Jahre später versuchte es ein gewesener kaiserlicher Soldat aus Göppingen auf die gleiche Weise mit der gleichen Erfolglosigkeit. Ein Einwohner aus Ehingen probierte es ebenfalls mit dem Gertraudenbüchlein. Als alle Schatzhelfer versagt hatten, lief M. nach Urach zur Leistenschneiderin und holte sich das Gertraudenbüchlein von ihr. Sie machte ihm Hoffnung, daß sich beim Lesen der Geist zeigen und der Schatz heben lassen werde. So stieg M. in den Keller seines Hauses und begann erwartungsvoll mit dem Lesen. „Es habe sich aber damals der Geist im Keller nicht, hingegen gleich nachhero in der Kammer wieder sehen lassen, wogegen er übrigens von einem Schatz nichts bemerkt habe“, gab er später zu.

Wenn sich auch der Schatz nicht zeigte, das Vermögen von M. nahm ständig ab. Angeblich hat er seine Schatzgräbergehilfen immer nur mit etlichen Batzen entlohnt. Der Oberamtmann Schott zu Urach mußte leider die betrübliche Feststellung machen, daß M. mit seiner Geistervertreibung und seinem Schatzheben sich und die Seinen um das ganze Vermögen gebracht habe. M. hatte in Hoffnung auf den Schatz Schulden aufgenommen. Er war von seinem baldigen Erfolg so überzeugt, daß er den Gläubiger in Ruit mit dem Hinweis auf die Hilfe seines Geistes vertröstete.

Schatzgräberei scheint in Feldstetten eine ansteckende Sache gewesen zu sein. Im September 1789 mußte der Uracher Oberamtmann nach monatelanger Untersuchung einen Bericht über Schatzgräberei in Feldstetten anfertigen. „Zu Feldstetten, als einem sonst durch Gewerbe und Feldbau nahrhaften Ort, wo jeder Bürger, der arbeiten will, sein Auskommen hat, wurde angezeigt, daß sechs Bürger sich mit Christoffels-Gebet abgeben.“ Wenn es Caspar M. verstand, sich hinzustellen, als sei er kaum an der Sache beteiligt, so hielt ihn jedoch der Oberamtmann für den wirklichen Urheber.

15 Kreuzer aus Westerheim bezogen hatten, stellten sie auf die Krautstande. Nachdem sie die Kerzen angezündet hatten, beteten sie gemeinsam, Gott möge ihnen in ihrem Vorhaben beistehen und ihnen ihre Sünden vergeben. Aus dem Gesangbuch lasen sie einige Kirchenlieder. Dann traten sie in den Kreis und setzten sich auf bereitgestellte Stühle. Johann B. las laut das Christoffelsgebet, schweigend saßen die anderen dabei. Am Donnerstag und Freitag wiederholten sie alles. Doch der erwünschte Erfolg, der sich angeblich nach der dritten Lesung einstellen sollte, blieb aus.

Sie nahmen an, Johann B. habe nicht recht gelesen. Nach Pfingsten versammelten sie sich im Keller von Wilhelm Fr. und führten die ganze Prozedur noch einmal durch. Da der Weber Wilhelm Fr. die Kunst des Lesens nicht beherrschte, kam Georg R. an die Reihe. Sie hatten noch einen vierten Mann in ihr Vertrauen gezogen. Da sie ihn für einen „ohnbeherzten Mann“ hielten, durfte er nicht mit teilnehmen, doch versprachen sie ihm, er solle einen Teil des Schatzes erhalten. Die Männer im Keller beteten mit einer Andacht, „womit sie vielleicht ihr Lebtage ihren wahren Gott noch nie verehrt hatten“.

Das Christoffels-Gebet lautete: „Heiliger und Ehrwürdiger Herr Märtyrer Christoff, himmlischer Fürst, wir rufen dich an als denjenigen, der du den größten König gesucht hast, und zuerst einen heidnischen König, hernach den Teufel, endlich aber den Herrn Jesum gefunden hast, weil du die Leute durch den Jordan trugst; und, da du in deiner Einsiedlershütte schliefest, rufte Jesus als Knabe: Offery, Offery, da du das erste und andere Mal aufstundest, war niemand da, das dritte mal rufte und sagte der Knabe: Offery, Offery, nehme deine Stange und trage mich durch den Jordan. Du nahmest ihn auf deine Schultern und gingest in das Wasser. Der Knabe aber war so schwer, daß du in Lebensgefahr kamest und zu dem Knaben sagtest: Du bist so schwer, daß ich meine, ich trage Himmel und Erde. Der Knabe antwortete: Du trägst wahrlich den, der Himmel und Erde erschaffen hat. Da tauchte dich der Knabe in das Wasser, und taufte dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und veränderte deinen Namen mit dem Beisatz: Du sollst nicht mehr Offery, sondern Christoff heißen: ich erschaffe dich zu einem Schatzmeister, und gebe dir Gewalt über alle in der Erde verborgenen Schätze, daß du sie unter diejenigen, welche dich in meinem Namen anrufen, austeilst; ich gebe dir auch Gewalt über alle ihre bösen Geister.

Nun rufen wir dich, o heiligster und verehrungs-

würdigster Herr und Märtyrer und Fürsprecher Christoff an, daß du dich unserer erbarmst, und uns nebst Gott und der heiligen Jungfrau Maria erhörst, und uns zum Behuf unserer Armut 300 000 Gulden gutes Geld bescherest. Wir rufen dich das erste, andere und dritte mal an, und beschwören dich in dem Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und der heiligen Marien, mache durch deine Fürbitte, daß wir gesund und reich werden und alle Glückseligkeit genießen. So wahrhaftig du Christo gedienet hast und von ihm getauft bist, und dein Stab geblühet hat, und du den heidnischen König und unzählige andere zu den Christlichen Glauben gebracht hast, und dir Gott Seele und Leib gegeben hat, hilf uns und bringe uns lauterer Gold, gut Dukaten, gutes Geld, durch Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist. Amen.“

Aber auch diesmal blieben die ersehnten Dukaten aus. Nur eine neue Enttäuschung trugen die Schatzgräber nach Hause.

Dafür erhielten sie eine Vorladung zum Oberamtman. Bei aller Geheimhaltung war doch ihr Tun ruchbar geworden. Nun standen sie vor dem Oberamtman im Verhör. Sein Schreiber fertigte von dem Zauberkreis eine Zeichnung an. Das Gebet selbst konnte nicht beigebracht werden. Sie hatten das Buch vom Jockele M. aus Böhringen geliehen. Angeblich hatte es ein Bettler im Bettelhaus zu Böhringen liegen gelassen.

Der Weber Wilhelm Fr. gab an, er habe sich an dem Christoffels-Gebet beteiligt, weil er in großer Armut lebe. Simon G., der ebenfalls das Weberhandwerk betrieb, sagte, er müsse tagtäglich ums Brot arbeiten; es gehe hart her, da die Frucht zu teuer sei. So habe er den Christoffel und andere Heilige um zeitliche Nahrung angerufen. Er habe es geglaubt, weil er gehört habe, daß manche Leute schon Geld auf diese Weise bekommen hätten, doch glaube er es jetzt nicht mehr. Von dem Christoffel wußten sie nicht recht, ob es ein guter oder ein böser Geist sei. „Wenn er Geld gebracht hätte, wäre es ein guter Geist gewesen.“

Der Oberamtman schloß seinen Bericht mit der Bemerkung, „daß noch an mehreren Orten des Herzogtums unter dem gemeinen Volk große Unwissenheit und Hang zum Aberglauben herrsche.“ Er empfahl, durch gelegentliche Predigten den Aberglauben abzustellen.

Quelle: Untersuchungsakten des Oberamts Urach, Feldstetten betr. 1789, im Archiv der Ev. Landeskirche Stuttgart. – Das Christoffelsgebet ist entnommen aus Ch. M. Pfaff, Untersuchung des sog. Christoffel-Gebetes, 1748.